

Ein Plädoyer für die Sparsamkeit

Autor(en): **Horat, Heinz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Ingenieur und Architekt**

Band (Jahr): **114 (1996)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-78930>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heinz Horat, Zug

Ein Plädoyer für die Sparsamkeit

Das Wort «umnutzen» gibt es nicht. Wenigstens nicht im Duden. Dafür umackern, umbauen, umdenken, umlernen, umpflegen oder umzonieren. Und umhüllen, umhauen: die Alternative. Denn eines ist jedem gewiegteten Umnutzer klar: die Norm und der Regelfall und die Zuversicht, alles komme, wie man es sich ausgedacht habe, finden nicht statt. Vom Dagewesenen und Üblichen muss sich befreien können, wer als Umnutzer erfolgreich sein will. Die aussergewöhnliche Idee für den aussergewöhnlichen Ort ist unerlässlich, sonst schwingt das Pendel der tagtäglichen Realität sogenannter Sachzwänge unerbittlich vom Umnutzen zum Umhauen.

Das Wort «umnutzen» ist tatsächlich ein eigenartiger Begriff, obwohl ihn alle verwenden und verstehen. Zu jung, um wörterbuchwürdig zu sein, eine Schöpfung des nachmodernen schlechten Gewissens. Lange genügte es, von «nutzen» zu reden. Wir nutzen etwas, das uns nützlich ist, und von dem wir einen Nutzen erwarten. Aber eben, die Welt ist in der Zwischenzeit auch zur moralistisch verbrämten Umwelt geworden. Wir stellen fest: Unsere Art des Nützens hat sich im Laufe der Zeit ganz schön verklemmt. Das nahm vor 150 Jahren seinen Anfang, als die selbst-

bewusst gewordene Industriegesellschaft mit der Tradition brach und sich nach neuen, selbst produzierten Prinzipien zu entfalten begann. Die Entwicklung vom Nutzen zum Konsumieren fand statt, vom Gebrauchen zum Verbrauchen. Rasch drehte sich die Spirale weiter: Wer verbraucht, wirft weg. Wer wegwirft, schafft Platz für Neues, Unverbrauchtes, zu Verbrauchendes, das in gesteigertem Rhythmus allsogleich wieder produziert und einmal wieder auf die Deponie gefahren wird. Die Wegwerfgesellschaft wurde geboren und frönte der Einwegmentalität in Saus und Braus.

Bauen früher: Langlebig und multifunktional

Vor der Industrialisierung war das anders. Bis tief ins 19. Jahrhundert hinein war Bauen eine ausgesprochen ökonomische, sparsame und damit ganz selbstverständlich auch ökologisch vertretbare Handlung. Jede Bauherrschaft und jeder Baumeister wusste, wie kostengünstig und wie schnell mit den vor Ort vorhandenen Baumaterialien in bekannten, traditionellen Bauformen zu bauen war. Wie aufwendig aber auch der Transport von Luxusgut, von besonderen Steinen oder Hölzern zum Beispiel, sein konnte. Denn die damals verfügbaren Strassen und Fahrzeuge verunmöglichten einen raschen und weit-

räumigen Verkehr. So war es selbstverständlich, dass alles auf dem Bauplatz Vorhandene als Ressource verstanden wurde, dass Gebäude ganz oder teilweise beibehalten, ergänzt und nur im Ausnahmefall abgebrochen wurden, um auch dann die noch brauchbaren Baumaterialien wieder zu verwenden. Dass das Vorhandene genutzt und benutzt wurde, war normal. Unsere alten Gebäude zeugen von erstaunlicher Langlebigkeit der Baumaterialien, aber auch von der bewussten, weil kostensparenden Integration der gegebenen Topographie und von der formalen und materiellen Qualität der Gebäude selbst, die neuen Nutzungen angepasst und der nächsten Generation weitergegeben wurden. Die meisten Bautypen eigneten sich für wechselnde Nutzungen, die mittelalterliche Stadt oder der ländliche Holzbau sind multifunktional nutzbare Strukturen.

Widersetzten sich Bautypen neuen Nutzungen und veränderten Lebensbedingungen, wurden sie nicht mehr benutzt und fielen der Zerstörung anheim. Aus verschiedenen Gründen verschwanden sie fast vollständig von der Bildfläche. Die einst zahlreich vorhandenen römischen Villen sind nur mehr in archäologisch freigelegten Schichten erkennbar, während römische Stadtgrundrisse noch heute in unseren Städten weiterleben und römische Strassen teilweise immer noch benutzt werden. Die mittelalterlichen Burgen eigneten sich nicht für die neuen politischen Voraussetzungen und Lebensbedingungen. Darum wurden sie von der Gesellschaft preisgegeben, während erstaunlich viele bürgerliche und bäuerliche Wohnhäuser derselben Zeitstellung noch heute als solche ganz oder teilweise verwendet werden.

Maschine dominiert Gestaltungswille

Erst durch die Industrialisierung sind neue Nutzungsbedürfnisse entstanden, die nun nicht mehr mit der bestehenden Architektur befriedigt werden konnten. Die Maschine führte zur Entwicklung der Fabrik als Bautyp, Arbeitersiedlungen setzten die soziale Mobilität voraus. Der technische Fortschritt ergriff die Architektur, materiell und formal. Die Maschine dominierte den Gestaltungswillen. Geschwindigkeit wurde ein Thema moderner Architekturtheorie. Wegwerfarchitekturen und Wegwerfmaterialien, schnell erfunden und in den Konsumprozess eingefügt, lösten sich nur allzu schnell selbst auf. Architektur auf Zeit zu bauen gehörte zum Selbstverständnis der Moderne. Direkte Beziehungen zwischen Projekt, materieller Lebensdauer des Bauwerks und Bedürfnissen des



Benutzers führten zu einer neuen Form von zeitlich und technisch limitierter Architektur. Das Bauwerk wurde als Gebrauchsartikel verstanden, der für die Dauer seiner Verwendbarkeit geschaffen worden war und dann auch weggeworfen werden konnte. Der Vergleich mit dem Automobil und dem Flugzeug lag auf der Hand.

Die Reaktion auf diese Tendenzen blieb nicht aus. Die Schützer und Bewahrer stellten sich der Architektur auf Zeit und der vorwärtsdrängenden Maschinen-gesellschaft entgegen. Die Gesetzgebung griff ein und erklärte zum Denkmal, was nicht zerstört werden sollte. Damit bezogen die Schützer dieselbe Position wie die Bewirtschafter. Indem sie das eine wenige zum Denkmal erhoben, deklarierten sie alles andere zum Ungeschützten, zum Verfügbaren. Das Drängen der Wegwerf-gesellschaft nahm flächendeckende Ausmas-se an. Der grossräumig angesagte Kahl-schlag wurde von den Schützern mit der Forderung nach totalem Schutz beant-wortet. Vorerst focht man mit historis-chen, kunstwissenschaftlichen und ästhe-tischen Argumenten, dann kamen sozio-logische und sozialgeschichtliche Schutz-begründungen dazu, hin bis zum Versuch zur Unterschutzstellung der betroffenen Gesellschaft selbst und damit zur Blocka-de jeder Entwicklung. Auch zur eigenen Blockade der Schützer.

Wirtschaftlichkeit contra Schutz-bemühungen

Hier sind wir im Umgang mit dem Vor-handenen am Ende des 20. Jahrhunderts angelangt. Die Begründungen für Ab-bruch und Schutz sind differenzierter, pro-fessioneller, juristischer geworden, die grundsätzlichen Stellungsbezüge haben sich aber weder bei den Bewirtschaftern, noch bei den Schützern im Laufe der letz-ten hundert Jahre wesentlich verändert. Die Argumente der Wirtschaftlichkeit, einer falsch verstandenen, vom Industrie-zeitalter inspirierten Wirtschaftlichkeit, stehen den verwissenschaftlichten Schutz-

1

Die Fabrikgebäude der stillgelegten Spinnerei an der Lorze in Baar werden gegenwärtig restauriert und für neue Nutzungen wie Lager, Ateliers und Büros bereitgestellt (Bild: Alois Ottiger, Zug)

2/3

Das Ökonomiegebäude an der Bohlstrasse 9a, Zug, in einem alten Mühlenquartier direkt vor der Stadtmauer gelegen, ist von Architekt Peter Rossini, Zug, 1994–1995 zum Wohnhaus umge-baut worden (Bild: Peter Rossini, Zug)



2



3

argumenten gegenüber, obwohl eine positive Wertung der gegenseitigen Bezie-hungen ohne weiteres möglich wäre. So-wohl die Wirtschaftsinteressen als auch die Schutzbemühungen lassen sich unter dem gemeinsamen Ziel der Sparsamkeit be-trachten und in wechselseitiger Abhängig-keit angleichen. Die Entsorgung der vor-handenen Baumasse kostet viel Geld und führt zu starken Umweltbelastungen, denn die Baumaterialien beanspruchen einen Grossteil der Deponien und müssen immer häufiger als Sondermüll entsorgt werden. Es ist darum aus wirtschaftlichen Gründen sinnvoll, das Vorhandene zu be-wahren, weil nur schon die Investition der Entsorgungskosten in die Pflege der be-stehenden Bauten, richtig angewendet, zu einer Qualitätssteigerung des Vorhande-nen führen kann. So betrachtet gewinnt das Gewöhnliche an volkswirtschaftlicher

Bedeutung, weil es direkt verwertbares Vermögen darstellt. Andererseits ist es ge-nauso sinnvoll, die Schutzmassnahmen so zu wählen, dass die vorhandene und brauchbare Substanz möglichst wenig an-getastet werden muss. Es ist kein Geheim-nis, dass durch die «fachgerechten» Re-staurierungen der letzten dreissig Jahre, die des Guten und des Teuren zuviel wollten, zahlreiche Kulturschichten, insbesondere jene des 19. und 20. Jahrhunderts, verloren-gegangen sind, weil die kunsthistorisch-ästhetische Wertung über die der prakti-schen Nutzung gestellt wurde.

Beispiele für zwei Sichtweisen

Zwei bekannte Beispiele, welche zwei grundsätzlich verschiedene Sichtweisen der Umnutzung von Denkmälern auf-



4

zeigen, mögen dies illustrieren. Die Diskussionen um die Verwendung und somit den Umbau des Predigerchores in Zürich haben sich zwar beruhigt, die kontroversen Meinungen sind am Bauwerk selbst aber sichtbar geblieben. Das um 1320 errichtete Gebäude, das einen der schönsten hochgotischen Kirchenräume der Deutschschweiz birgt, wurde 1541, nach der Reformation, durch eine Trennmauer vom Kirchenschiff abgeschnitten, mit Holzböden unterteilt und anschliessend als Gottesdienstraum, Kornschütte und Kantonsbibliothek verwendet. 1917, nach einer kurzen baubedingten Phase der Befreiung, wurden für das Schriftenlager des Staatsarchivs fünf Betonzwischenböden eingezogen, was die erneute Zerstörung der Raumwirkung zur Folge hatte. 1990 brach man die alte Bibliothek ab und stellte den Chor äusserlich wieder frei. Der äusseren Rückführung sollte die innere Ausräumung nicht folgen, hier musste der Lauf der Geschichte im wahrsten Sinne des Wortes betoniert bleiben. Dies mit dem Argument, nach Entfernung der Zwischenböden würde ohnehin nur eine

Ruine des gotischen Chores zurückbleiben, die keinem originalen Zustand entsprechen und von neuen Nutzern mit neuen Einbauten negativ verändert würde. So ist das Bauwerk, das nun aussen verspricht, was es innen nicht halten kann, paradoxerweise gleich selbst zum Monument denkmalpflegerischer Ideologien geworden. Die Theoretiker prangerten die «postmoderne Verfügbarkeit einer pseudomittelalterlichen Kulisse für betriebliche Beschaulichkeit» an, die Praktiker wollten mit der Begründung, leerstehende Lagerhallen gäbe es in Mengen, einen gotischen Raum dieser Qualität aber nur einmal, das vorhandene Gebäude nutzen. Die geisteswissenschaftliche Theorie hat sich gegen den Wunsch nach adäquatem Gebrauch der unbestrittenermassen exquisiten Architektur durchgesetzt.

Das Castel Grande in Bellinzona war während zehn Jahren Schauplatz engagierter Auseinandersetzungen zwischen Architekten, Denkmalpflegern und Benutzern. Konservierung und ergänzender Umbau standen sich als Thesen und Perspektiven gegenüber. Eine neue Nutzung

der Anlage konnte nur eine Umnutzung sein, denn keiner der bisherigen Verwendungszwecke als Burg, Sitz des Landvogtes, Kirchenzentrum und Zeughaus liess sich weiterführen. Attraktive aktuelle Nutzungsbedürfnisse fehlten, so dass die Burg während über fünfzig Jahren aus dem städtischen Leben verdrängt blieb. Die Konservierung des letztmals in den fünfziger Jahren veränderten Ist-Zustandes hätte ein Bauwerk betroffen, das seine Substanz im Laufe stark ändernder politischer und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen gerade dank Nutzungsanpassungen immer neu angeboten hat und so erhalten geblieben ist. Als Alternative zu den konserva-

4/5/6

Das ehemalige Hotel Post in der Altstadt von Zug wurde 1994–1995 vom Büro Weber Kohler Reinhardt Architekten in Zug restauriert und umgebaut. Der auf die Antonsgasse orientierte Saal des Gasthauses an der Zeughausgasse wurde durch einen Neubau ersetzt, der vom restaurierten alten Hotel losgelöst ist und so dessen vorher verbaute Fassade wieder freistellt. Im Haus befinden sich Wohnungen, ein Büro und zwei Läden (Bilder: Alois Ottiger, Zug)

torischen Absichten setzte Aurelio Galfetti 1981 einen Nutzungsplan von Alberto Camenzind in die Tat um, indem er die Verfügbarkeit der historisch gewachsenen Substanz mit den zeitgenössischen Bedürfnissen der Gesellschaft konfrontierte und dieser Konfrontation architektonischen Ausdruck verlieh. Mit dem Blick des sensiblen, kenntnisreichen Zeitgenossen näherte sich Galfetti dem Gebäudeensemble, wertete die vorhandenen Bauten und nutzte die eindruckliche Architektur so, dass sie einerseits in ihrem guten Bestand bestätigt wurde und andererseits den kontradiktorischen, darum spannenden Dialog mit der zeitgenössischen Baukunst und Nutzung aufnahm. Ortsbildende Bauteile wie Mauern, Türme, Aufgänge und Plätze gewannen an Gewicht; Neues, etwa der Liftturm, der Westbau oder der Eingangstrakt, setzt sich ebenso stark in Szene und lässt das ganze Ensemble zum einprägsamen Erlebnis einer neuen Gegenwart werden.

«Architektur-Recycling»

Im Umgang mit dem Gebauten steht uns Postindustriellen, den Bewirtschaftern und den Schützern, eine Rückbesinnung auf die vorindustriellen Zustände gut an. Auf verschiedenen Gebieten haben wir damit auch schon kräftig begonnen. Man nennt diese Tätigkeiten mit einem ebenfalls jungen Wort «Recycling» und versteht darunter die Wiederverwendung bereits benutzter Rohstoffe. Das Recycling gehört mittlerweile zum Vokabular eines jeden Gemeinderates. Die Dinge auf eine neue Umlaufbahn der Nützlichkeit zu senden, das ist des Bürgers erste Pflicht geworden. Der Wiederverwendungsbeamte waltet

mit immer mehr Erfolg seines Amtes, und Glas und Blechbüchsen und Kleider werden von weither gebracht, um in den hierfür bereitgestellten Behältnissen versorgt zu werden. Jetzt gibt es Reparatur- und Ökoführer, die zeigen, wie geflickt werden kann, statt wegzuerwerfen. Der Nachfüllservice für Flacons und Tuben, der Austauschservice für Windeln und der Ersatzservice für Spielzeuge, Velos und Videokameras ist die neueste Dienstleistung der fortschrittlichen Gemeinde. Wer aber in kommunalen Wiederverwendungskreisen von «Architektur-Recycling» zu sprechen beginnt, davon, dass viel vom vorhandenen Gebauten geflickt, nachgefüllt und auf eine neue Nutzungsschleife geschoben werden könnte, stösst auf wenig Verständnis. Wir sind zwar nachdenklicher geworden. Die vorhandenen Bauten aber als Ressource zu betrachten, gestattet unsere noch immer nicht ganz weggelegte Brille der Wegwerfgesellschaft erst verschwommen. Denn heute muss immer noch bewiesen werden, dass etwas schützenswert ist, damit es erhalten bleiben kann. Sinnvoller wäre der Nachweis, dass etwas nicht mehr brauchbar ist, und erst dann sollte es entfernt werden.

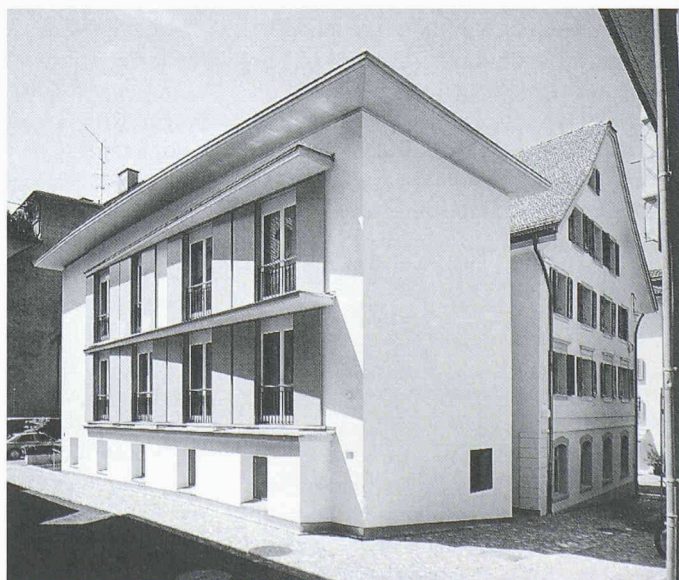
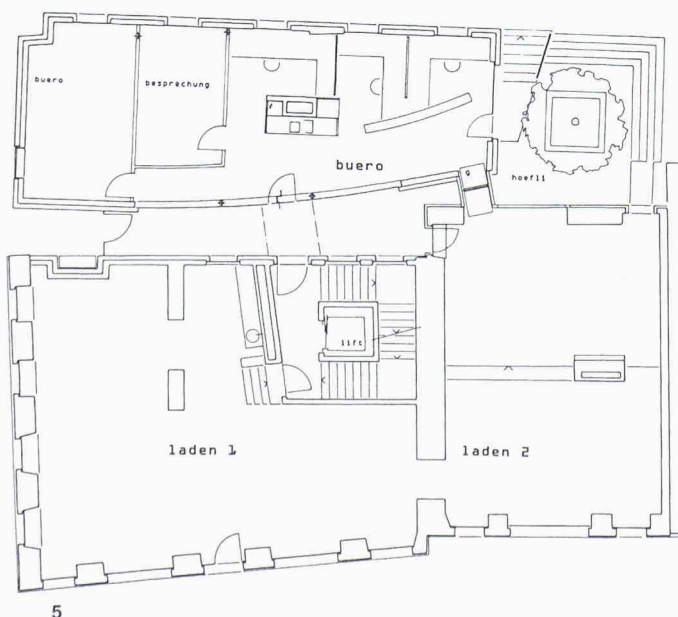
Das Gemeinsame, das Bewirtschafter und Schützer verbinden kann, ist recht einfach zu formulieren: Solange das Vorhandene nützlich ist, bleibt es im Gebrauch und soll im Rahmen seiner Möglichkeiten benutzt und mit neuen Qualitäten ergänzt werden. Diese neue, uralte Haltung der Sparsamkeit führt dazu, dass auch nicht mehr von «umnutzen» gesprochen werden muss, denn es wird normal sein, dass genutzt wird, was brauchbar ist, und dass die Nutzung dem Brauchbaren angepasst wird, denn der umgekehrte Vorgang der Festlegung einer Nutzung ohne Rücksicht

auf den verfügbaren Raum führt zwangsweise zur Unbrauchbarkeitserklärung der Architektur durch die Bewirtschafter und zum Schutzreflex der Schützer.

Konsequenzen für Raumplanung und Zonenordnung

Die Grundhaltung der Sparsamkeit hat weitere Konsequenzen. Wir haben uns mit den Thesen der Moderne, der Trennung von Wohnen und Arbeiten, in unserer Nutzungsplanung eingeengt. Die raumplanerische Kategorisierung des Vorhandenen führt zu Sachzwängen, die den Gebrauch des Brauchbaren stark einschränken können. Wenn die Nutzungsvorschriften in den Bauzonen durch wirkungsvolle städtebauliche Rahmenbedingungen ersetzt oder ergänzt würden, stünden der Nutzung, die sich Bestehendem anpasst, weniger Schwierigkeiten im Wege. Integriert in die urbane Entwicklung hochwertigen Stadtraumes könnte das Vorhandene ökonomischer weiterverwendet werden.

Auch ausserhalb der Bauzonen müsste unter neuen Bedingungen geplant werden, denn es ist eine Illusion, zu glauben, die sogenannten unberührten Landschaften der Schweiz könnten die Umstrukturierungen der Landwirtschaft unter der Vorgabe einer Beibehaltung des Status quo überdauern. Das führt zu einer Musealisierung weiter Teile unseres Landes, die aus der Sicht des Städters zwar eine vermeintlich intakte Landschaft als Park der Grossstadt Schweiz im Blickfeld hat, die Bedürfnisse der hier lebenden Bevölkerung aber auf dem Niveau des zoologischen Gartens einpendelt. Selbstverständlich kann es nicht das Ziel neuer Bestrebungen





7

sein, unter dem Zwang der Nutzung aller bestehenden ländlichen Bauten Konzessionen Tür und Tor zu öffnen. Die akuten Probleme aber sind vorhanden, müssen diskutiert und einer Lösung zugeführt werden. Auch hier gilt der Grundsatz, dass unsere Gesellschaft als Gesamtheit unser ganzes Land nutzen und brauchen soll. Da sich aus wirtschaftlichen Gründen neue Nutzungen der Landschaft aufdrängen werden, müssen frühzeitig Wege gefunden werden, solche auch tatsächlich umzusetzen, ohne dass damit ein Verbrauch der Landschaft verbunden wäre. Recycling meint Bewegung, das Gleiten der Architektur und der Natur auf einen neuen Kreislauf der Nutzung, wie er von den Bewirtschaftern, die in ihrer Sparsamkeit auch Bewahrer waren, während Jahrhunderten in steter Evolution betrieben worden ist. Das Vorhandene nützt uns nichts, wenn wir es konservieren müssen, tief im Einmachglas für die letzten Tage. Die neue Grundhaltung der Sparsamkeit funktioniert, wenn wir unsere Konsumhaltung aufgeben und zu Benutzern werden, die bestrebt sind, das Nützliche zu pflegen und das Benutzte zu weiterer Nutzung weiterzureichen.

Umgebung auf Brauchbarkeit analysieren

Unter dem Gesichtspunkt der Sparsamkeit nutzen heisst, die vorhandene Architektur in ihrer Umgebung auf ihre Brauchbarkeit hin zu analysieren. Ausserhalb der Bauzonen befinden sich in allen Regionen der

Schweiz zahlreiche, meist gut erhaltene Gebäude, welche neuen Nutzungen zugeführt werden müssen, will man sie bewahren. Einzelne Bautypen wie Wohnhäuser oder Ökonomiegebäude sind gut nutzbar, andere, insbesondere geschlossene Architekturen wie Stallscheunen, Speicher oder Rustici, widersetzen sich zahlreichen Nutzungsarten. Entscheidend aber wird es sein, ob die berechtigten raumplanerischen Forderungen der Verkehrerschliessung, der Versorgung und der Entsorgung auf sparsame Art gelöst werden können.

Vorhandene Industrie- und Gewerbebauten eignen sich in den meisten Fällen für verschiedenste Nutzungen, weil ihre grosszügigen, einfachen Stützenarchitekturen viel aufnehmen können, ohne ihre Identität zu verlieren. Probleme bildet die Masse der mittlerweile verfügbaren Areale, die ganze Stadtquartiere umfasst und in diesem Ausmass gegenwärtig ein Überangebot darstellt.

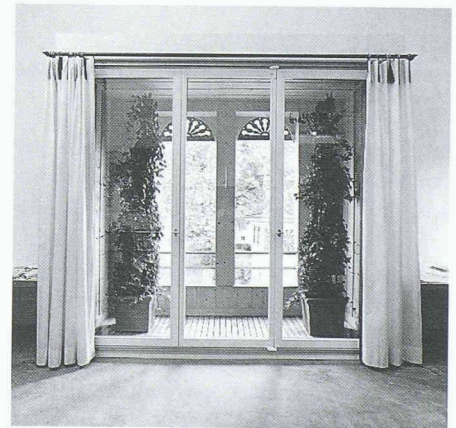
Eine grosse Herausforderung wird es sein, die Peripherie, die riesigen vorstädtischen Gebiete, die während der letzten fünfzig Jahre in rollender Planung entstanden sind, neuen Nutzungen und neuen Interpretationen von Nutzungen zuzuführen, damit das hier versammelte gewaltige Potential an bald grossflächig zu sanierender Baumasse unter dem Aspekt der Sparsamkeit weiter gebraucht werden kann. Dazu gehört die ganzheitliche Analyse dieser Durchlaufstationen unserer Gesellschaft, die Definition von Orten, wo bisher keine sind, und schliesslich die Massnahmen des Bauens, vom Umbau

7/8

Die Scheune des Schlosses Knonau wurde von Architekt Carl Frei, Zug, 1994 restauriert und in Wohnraum umgenutzt. Eine Mauer unter dem First trennt das Gebäude in zwei Hälften, die je eine Wohnung aufnehmen. Um problematische Verglasungen von Scheunenöffnungen zu vermeiden, entstanden loggiaähnliche Rücksprünge mit tiefer gesetzten Fenstern (Bild: Markus Baumgartner, Zürich)

9

Die Spulenfabrik Baar mit Fabrikantenwohnhaus und Nebengebäuden produzierte während rund hundert Jahren Spulen für die Spinnereien an der Lorze. Nun steht sie still und soll, falls ein Arealbebauungsplan des Architekturbüros Oskar Meier, Bülach, bewilligt wird, abgebrochen werden, um einer Wohnüberbauung Platz zu machen. Wird sie, wie beantragt, unter Denkmalschutz gestellt, kann das Ensemble mit Gewinn in eine Neuplanung integriert werden (Bild: Kantonale Denkmalpflege Zug, Werner T. Huber)



8

zum Abbruch und zum Neubau, damit diese Gebiete urbane Qualitäten gewinnen.

Architekten gefordert

Sparsamkeit heisst nicht Abbau der Dienstleistungen. Im Gegenteil. Der Arbeitsaufwand des Architekten wird steigen, weil das Unerwartete einer entsprechenden Lösung bedarf; einer Kopf-, nicht einer Baggerlösung. Sparsamkeit verlangt Beweglichkeit im wechselseitigen Angebot von Nutzung und Architektur. Schliesslich setzt Sparsamkeit einen distanzierten, freien Umgang mit wechselnden Rahmenbedingungen voraus. Den immer neuen, ungewohnten Situationen antwortet sie mit elementarer Einfachheit. Solche Architektur schildert Friedrich Dürrenmatt in seiner Komödie «Romulus der Grosse». Max Frisch hat sie kommentiert: «... und da sitzt nun dieser Romulus, der letzte Kaiser eines Weltreiches, löffelt sein tägliches Ei und

fragt so gelassen-beiläufig, ob Kultur denn etwas sei, was man retten könne; nämlich retten vor den barbarischen Germanen, die drei Akte lang im Anmarsch sind, während er, unerschütterlich passiv, in einer verfallenden Villa sitzt, umgackert von Hühnern, die römische Namen tragen.» Die verhühnerte Villa in Campanien, die schliesslich durch die Gunst der Barbaren zum Sitz des pensionierten römischen Kaisers wird, ist äusserlicher Zeuge der über das Weltreich hereinbrechenden Gezeiten. Als Residenz, Hühnerhof und Altersheim folgt sie, architektonisch funktionierend, dem Lauf der Zeit, sie widersteht politischer Obsolenz und hält ihre Materie für weitere Nutzungen bereit.

Adresse des Autors:

Heinz Horat, Amt für Denkmalpflege und Archäologie, Sumpfstrasse 23, 6300 Zug



9

Hans-Peter Bärtschi, Winterthur

Wiederbelebung historischer Industrielandschaften

Industriebrachen sind das Gegenteil von Brachen im herkömmlichen Sinne: Hier liegt nicht ein Bodenbruch, der sich im Turnus der Dreifelderwirtschaft im Einklang mit der Natur erholt, um wieder fruchtbar bebaut werden zu können. Hier liegen mit leeren Hallen, mit Geschossbauten und Betonfundamenten verbaute Böden, die allzuoft unsanierbar mit Schwermetallen und Säuren verseucht sind, und dennoch – wegen ihrer guten Erschliessung und Lage – zu den begehrtesten Spekulationsgrundstücken für Abbrüche und danach allzuoft nicht erfolgenden Neubauten gehören. Neue Verhaltensweisen gegenüber diesen Grundstücken sind gefragt. Sie werden bereits seit Jahrzehnten teilweise erfolgreich umgesetzt.

Ruinenfelder, grösser als diejenigen der Antike

Alle alten Industrielandschaften und Industriestädte kennen am Ende des 20. Jahrhunderts einen wirtschaftlichen Umbruch,

der Ruinenfelder hinterlässt, die alle Dimensionen bisheriger Ruinenstätten der Menschheit in den Schatten stellt. Quadratmeterweise entleeren sich Industrieareale, Rangier- und Güterbahnhöfe werden überflüssig, ganze alte Infrastrukturen der Wasserkrafterzeugung, der Energie- und Güterverteilung verkommen. In der Schweiz wird damit gerechnet, dass die aktuellen «Industriebrachen» bis zu 50 Prozent des zukünftigen Raumbedarfs decken.

Desindustrialisierung alter Industrieländer

Der industrielle Kern wird abgeräumt, die Produktion wird internationalisiert, wandert aus in Billiglohnländer der Menschenrechtsverachtung. Daneben hat sich bei uns die Produktivität vervielfacht – in der Baumwollspinnerei zum Beispiel um das 2000fache: eine Spinnereiarbeiterin erzeugt heute soviel Garn wie vor 200 Jahren 2000 Heimarbeiterinnen. Hinzu kommen zu günstige Energiepreise und ein subventioniertes Transportwesen, das einen nicht selbstdeckenden Weltverkehr zulasten der Umwelt exponentiell fördert.

Diese und weitere Faktoren sind Ursachen für den Zusammenbruch eines 200

Jahre lang gewachsenen Industriesystems, dessen Folgen das Ende der Produktionsgesellschaft impliziert: Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit kann nur noch eine Minderheit produktiv tätig sein. Für die Ausgeschiedenen bietet der nun ebenfalls schrumpfende Dienstleistungsbereich nicht genügend Erwerbsmöglichkeiten. Industrielandschaften bilden unter diesen Umständen kollektive Erinnerungen an eine Umgebung, die Lebensgrundlage für Millionen war. Deswegen zieht sie vorerst einmal den Hass der Entlassenen auf sich: plattmachen, verschrotten, die Spuren der Vergangenheit beseitigen! Gleichzeitig aber entsteht die Wehmut des einst stolzen Facharbeiters, der in den riesigen Hallen und Aggregaten Meister über Mechanik war.

Angesichts dieser Ambivalenz müsste der sensible Umgang mit der Vergangenheit beginnen, müssten die Fragen gestellt werden: Wie gehen wir mit unserer industriellen Substanz um, der wir unsere Lebensgrundlage, unseren Wohlstand der vergangenen Jahrzehnte zu verdanken hatten? Wie kann das Erbe der industriellen Vergangenheit für die Zukunft nutzbar gemacht werden?

Anfänge mit denkmalpflegerischen Revitalisierungen

Am Anfang stand die Industriedenkmalpflege, so wie zu Zeiten des Abbruchs der letzten Stadtbefestigungen der Heimatschutz entstand und sich am Ende des